



Ada Negri.

Von Hermann Meutes.

Es mögen vielleicht erst zwei Jahre sein, daß der Name Ada Negri's in Italien auftauchte. Die »Illustrazione Popolare« hatte zuerst ihre Gedichte gebracht und die kaum zwanzigjährige Dichterin wurde über Nacht eine literarische Berühmtheit. Und als sie ihre Gedichte unter dem Titel: »Fatalità« 1893 bei Treves in Mailand erscheinen ließ, giengen sie von Hand zu Hand, wurden sie überall mit Staunen, Andacht und Begeisterung gelesen, als ob diese Poëme die Wiedergeburt der italienischen Literatur bedeuteten.

Woher dieser mächtige Erfolg? Ist in der Negri ein lyrisches Genie erstanden: mit Tönen neu und ungehört, daß sie die Lyrik, dieses Proletariatskind der modernen Literatur, wieder auf den Thron zu setzen vermochten? Daß man durch einige Strophen sich Unsterblichkeit erringen kann, davon weiß die Literaturgeschichte der Beispiele genug — nur aber wenige davon, daß die ersten Gedichte eines jungen Mädchens sich alle Herzen eroberten.

Wer in flüchtiger Weise in der uns vorliegenden deutschen Uebersetzung der »Fatalità«* des Räthsel's Lösung sucht, wird mit halber Enttäuschung davon gehen. Die Schuld liegt nicht am Uebersetzer; der hat seine Aufgabe trefflich durchgeführt; sie liegt nicht an der Dichterin selbst — sondern an den sprachlichen und socialen Gegensätzen, die Italien und Deutschland unterscheiden. Unsere liebe Muttersprache ist wohl reich an Innigkeit wie keine andere, aber nicht so reich an Pracht wie die italienische; und der deutsche Socialismus ist ein Kind des Gedankens, der italienische ein Kind des Temperaments. Von der sprachlichen Gewalt und Pracht Ada Negri's bleibt in der deutschen Uebersetzung nur ein schwacher Hauch; und die mächtige Wirkung ihrer socialen Nothschreie muß in Deutschland ausbleiben, weil bei uns der sociale Gedanke sich noch nicht ins Gefühl gewandelt hat, weil die deutschen Socialisten weniger temperamentvoll sind; wir Deutschen können von den schönsten Versen nicht mehr revolutionirt werden. Aber unser Interesse für diese Poësie wird mächtig erregt, wenn wir uns ernstlich in dies Buch versenken. Ada Negri ist ja nicht nur Tendenzdichterin, sie vermag höher zu stehen als auf der Parteien Zinne; das allgemein Menschliche ist es ja auch, daß sie auszudrücken versteht wie jeder gottbegnadete Dichter und groß ist auch der psychologische Gehalt, der ihren Dichtungen innewohnt. An meisterhaften Schilderungen socialer Noth ist die neue Literatur nicht arm und die Negri bereichert sie einigermaßen; wo dieses Kind der bittersten Armuth, welches sie ist, ergreifende Töne eigenen Leides findet, wo sie die Biographie ihrer Noth wird, da wird sie auch in Deutschland Ergreifendes und Wider-

hall finden. Vielleicht liegt auch darin mit das Geheimnis ihrer großen Wirkungsfähigkeit: sie hat ein schweres Leben reich durchlebt; sie erzählt von Kümernissen, die nicht imaginär sind, sondern die sich an ihr junges Leben mit bleierner Schwere geheset haben; sie trägt nicht das eingebildete Kainsmal des Poeten an der Stirne, sondern es ist das Leben, das Furchtbare und das Schöne ihres Lebens, das zu dieser schmerzlichen und doch so freudigen Poësie geworden. Jbsen hat einmal das schöne Wort gesagt: »Wir wollen nicht, daß das Volk zum Adel gehe, sondern, daß Adel ins Volk hineinkomme.« Und die »Fatalità« der Ada Negri sind ein einziger schmerzlicher Bericht darüber, wie unter Kampf und Schmerz der Adel in die Seele dieses Proletariatskindes gekommen ist.

Früh schon starb ihr Vater, und ihre Mutter mußte als Fabrikarbeiterin ihren Unterhalt suchen. Lodi heißt ihr Geburtsort; dort besucht Ada die Elementar- und Normalschule. Ihre Freundin, die Schriftstellerin Sofia Bisi Albini, gibt uns ein rührendes Bild des Jugendlebens der Negri. Sie schildert den großen schlammigen Hof mit seinen Ställen und Tümpeln, wo die Gänse schwimmen; eine gedörrte Thüre führte durch hohe, wackelige Treppen in Ada's Stube, wohin nur spärliches Licht kam, weil die Fenster anstatt der Scheiben mit Papier verklebt waren. Die Bücherkiste, die auch als Sopha diente, bildete das eleganteste Möbelstück. Die Mutter arbeitet in der Fabrik, aber Ada studiert und träumt. In »Madre operaia« (Mutter Arbeiterin) schildert sie selbst jene Zeit. Bei rauher Wollarbeit müht sich die Mutter in der Fabrik, zwischen all diesen tausend Frauen, die hinwelken vor der Zeit — fünfzehn Jahre lang. Aber die arme Frau merkt die schwere Arbeit kaum.

So müde ich, so abgepaunt und schwach; Und doch die bleiche Stirne sprach Von Festigkeit und ungebeugtem Geist.*

»Avanti ancora!« ruft sie sich jedesmal zu, denn der einzige Sohn (besser die einzige Tochter) »der große Stolz in ihrer Dürftigkeit, auf dessen Stirne ernst und breit des Genius Götterflug sie ahnet schon«, dieser Sohn studiert ja, auf daß er zu Ehre und Ruhm gedenke. Und sie ringt weiter bei



Ada Negri.

Nach einer Photographie von Cingoni & Bossi.

der Arbeit, unermüdet »und gibt tropfenweise ihr Leben hin bei Müß' und Schwerth.« »Ihre ganze schöne Jugend gibt sie hin, des Lebens Süßigkeit, die heilige Dulderin.« — Mit achtzehn Jahren geht Ada Negri als Lehrerin nach Motta Visconti. Es ist dies ein stiller Marktsteden in der Ebene der Lombardei, der ganz vergessen am Ufer des Tessin liegt, umgeben von dunklen Wäldern. In dieser Dede und Stille wird die Negri zur Dichterin und sie schreibt ihre Poëme, nachdem sie den hundert Kindern Unterricht erteilt hat, für welchen sie das kaum erquidliche Jahresgehalt von siebenhundert Lire bekommt. — Sie hat fast nichts gesehen, kaum eine Stadt; sie ist nie im Theater gewesen und hat nur wenig gelesen. Sie hat nichts als ihre Divinationsgabe. Und doch, welch ein reiches Leben ist in ihren Gedichten!

* »Schiagal«, verdolmetscht von Hedwig Zahn. (Berlin, Alexander Dunder.)



Eines Tages wird sie berühmt, die Träume der Mutter sind der Erfüllung nahe, aber noch lebt sie in den alten drückenden Verhältnissen. Doch stolz und kampfbereit blickt sie in die Zukunft.

Sie erzählt, wie ein schauerliches Wesen, das sich Unglück nennt, nachts an ihr Lager trat und ihr ein leidvolles Leben prophezeite, denn »nur dem, der leidend, blutend schafft, erstrahlt des höchsten Ruhmes Schein.

Der Schmerz gibt dem Gedanken Götterkraft.« Und sie ruft ihm zu: »Bleib!«

An anderen Stellen ihrer Gedichte entringt sich ihr die echte Selbsterkenntnis ihrer eigenen Natur. Sie spricht es aus, daß sie ein Räthsel von Haß und Liebe ist, von Stärke und von sanfter Freundlichkeit.

»Wenn durch die nieb're Kammerthüre tritt Das Unglück ein, so lache ich ihm zu; Ich lachte, wenn ich Schlag auf Schlag erlitt, Ich lachte, wenn mich Freude flieht und Ruh'«.

An ihre traurige Vergangenheit erinnert sie sich oft, wie sie »als Kind der feuchten, niederen Hütte aufgeblüht ...«

»Gleid, verachtet Volk die Meinen sind, Doch eine stolze Flamme in mir glüht.«

Sie hört den dumpfen Schrei aus Arbeitsstätten und düsteren Fabriken, wo die schlechte Luft das rosig Blut der Weberinnen verdirbt. Und sie will ihr ganzes Leben dem Kampfe für das Proletariat weihen. Dem Kampf und dem Haß.

Aber nicht immer sind es solche Schmerzensschreie, die ihr das Schicksal ihrer Schwestern entringt. Auch das Lob und den Segen der Arbeit weiß ihr Lied zu verkünden. »Mühet den Tag!« ruft sie ihnen zu und ihre Devise lautet: »Frieden, Arbeit, Brot!« Sie ist stolz auf die Arbeit; einem Manne, der ihr seine Liebe anbietet, stellt sie die Frage:

»Hast Du gearbeitet? ... Kennst Du die Nächte, In denen schlaflos man und ohne Ruh Ein ernstes Werk geschafft? ...«

Sie schildert in der »Popolano« (Volkskind) den Liebsten des armen Arbeitermädchens, wie er in der Schmiede, groß, kräftig und schön als »ein König des Hammers« das Eisen schmiedet, daß es ringsum von Funken sprüht, und er ist bald wie ein Gott, bald wie ein Dämon anzusehen. Neben ihm das zarte, schwächliche Mädchen, das stolz ist, von ihm geliebt zu werden.

All diese Poesie trägt so ausgeprägten männlichen Charakter, daß man in einige Verlegenheit kommt, wenn man die Frage beantworten soll, wo der weibliche Zug in der Physiognomie dieser Dichterin zu finden ist. Es ist eine grenzenlose Liebe zur Mutter, die ihr Worte zaubernder Zärtlichkeit einflößt, Worte, die nur ein Mädchen finden kann. Und es ist ihr stetes Bedürfnis, sich zu opfern, ihre ganze holde Jugend für etwas Edles hinzugeben, worin sich das Weibliche in ihr manifestirt. Thränenvoll ruft sie der Mutter zu:

»... Blickt Du so zärtlich, gut dann auf mich hin, Wenn schon der Dämm'rungsfrieden herrscht auf Erden, Möcht' ich vergessen, daß ich Dichterin — Und Kind noch einmal werden.«

Wenn Noth ihr junges Herz bedrücken will, da flüchtet sie an's Herz der Mutter, wo sie sich wieder als Kind fühlt. Sie bittet sie, sie die Tugend zu lehren, die tröstet und verzeiht, die weder Groll noch Mißgunst kennt.

Für die kranke Mutter opfert sie alles.

»Was mir an Freude, Lieb' und Licht Das Schicksal wollte geben, Nimm alles, nur die Thränen nicht... Doch laß die Mutter leben.«

Sie sieht ein armes, verwahrlostes Kind durch die Gasse gehen, dessen Schicksal ungewiß und sie möchte zu ihm herunterziehen, es an's Herz ziehen, warme Küsse auf Stirne und Wange ihm drücken, zärtliche Schwesterworte ihm zuflüstern — denn auch sie kennt ja das gleiche Leid, auch ihre Mutter hat in der Werkstatt gearbeitet, während sie einsam, sich selbst überlassen zu Hause geblieben. Und dasselbe Motiv schlägt sie wieder an, wenn sie bittet, ihr jenes bleiche Kind zu bringen, das ohne Vater und Mutter in der Welt herumirrt. Er soll ihr Sohn sein. Nachts will sie seine kleinen Hände zum Gebete falten, sie will ihm alle Zärtlichkeit, deren ihr Herz fähig ist, geben, ihm ihre ganze Jugend opfern, auf daß er blühe und gedeihe, eine Zierde der Menschheit...

»Und während mir des Alters Würde naht Und ich an Haub' und Brille mich gewöhne, Steigt er empor, voll Sinn für alles Schöne, Zu Herzen Gott und kraftvoll bei der That.«

Und einst an ihrer Gruft wird aus der Brust des Sohnes sich ein dankbarer Seufzer entringen.

Den ganzen Zauber antiker Heiterkeit ergießt sie über ihr entzündendes Gedicht »Bacio pagano« (heidnischer Kuß). Wie der Geliebte die Liebste auf den schwellenden Mund küßt, zwischen goldenen Nehren, die die südlische Sonne umleuchtet, erzählt sie: Der Himmel lächelt und das Feld dem seligen Paar entgegen, die ganze Welt bringt ihnen einen Jubelsang dar, die glühenden Kelche öffnen sich voll Duft...

»Es umarmen sich lächelnd im wohnigen Grün Die jugendlich Liebenden warm; Indessen am azurnen Himmelstrand ziehn Die Schwalben im trillerndem Schwarm. Und berauschend erzittert im schattigen Strauch, In den Blüten im wogenden Feld, In der Bängel verborgenen Nestern auch Der Kuß, der befruchtet die Welt...«

So macht die »Fatalita« Ida Negri's die Biographie dieses Mädchens aus. Es liegt ein tiefer Sinn in diesem Leben, vielleicht etwas vom Geiste jener Weltgeschichte, von der Heine spricht. Man wird nachdenklich gestimmt, wenn man das Genie dieser Dichterin betrachtet. Wie kam nur diese geistige Kraft in dieses Arbeiterkind? Wieder kommt einem jenes schöne Ibsen'sche Wort in den Sinn. Bedeutet Ida Negri, daß die Zeit doch nicht so sehr fern ist, wo der geistige Adel ins Volk kommen wird? Die Socialisten in Italien jubeln der jungen Dichterin zu, weil sie in ihr endlich einen treuen und mächtigen Rinder ihrer Schmerzen gefunden, aber sie übersehen, daß es sie mit größerem Stolze erfüllen könnte, daß die Negri als eine der Jhrigen den Beweis geliefert, daß auch das Proletariat ungeahnte geistige Schätze in sich birgt, die zwar nur selten an's Licht kommen, denen aber vielleicht schon die Zukunft gehört. — Ueber die sonstigen Vorzüge dieser Dichterin noch zu sprechen, erachten wir für überflüssig. Ihre Gedichte sind nicht von der Art der deutschen Lyrik; das eigentliche Lied, das in einer kurzathmigen Strophe so vieles zu sagen vermag, ist ihr nicht gegeben. Das ist ja das Räthsel bei allen Dichterinnen, sie haben viel weniger formelle Grazie als der Mann; die gebundene Rede unterbindet ihre Elasticität; von der Sappho bis zur Droste ist dies wahrzunehmen. Das wunderfame Talent ihres Landsmannes Stecchetti ist reicher an Melodie und an Sinnlichkeit; an Gewalt des Ausdruckes, an Tiefe des Gefühles, an süßem Zauber der Sprache, steht die Negri in der italienischen Literatur einzig da.

Sie ist noch jung, und ihrem Talente wird noch reiche Entwicklung beschieden sein. Es wird auch noch die erhabene Froheit der großen Dichter in ihre Poesie kommen. Die »Fatalita« klingen ja mit dieser Verheißung aus:

»Aus Wäldern voll von Nestern und Gesang, Aus Myrthenbüschen und aus dunklem Laubengang, Aus äpp'ger Felder Wonne; Aus blauen Wässern, d'rauf die zarte Mäde kreist, Erheb' ich mich bekränzt und sing' als Volkskind dreist Ein Jubellied der Sonne.«

Scharmükel.

Aus dem Schwedischen der Anna Wahlenberg. — Uebersetzt von A. Molb.

Als das Dienstmädchen die Thüre zu dem Studierzimmer öffnete, in welchem das Ehepaar seinen Nachmittagskaffee zu trinken pflegte, wurde es drinnen plötzlich ganz still.

Wenn sonst jemand ins Zimmer kam, ließ man sich nicht stören; man plauderte wie vorher, und der Lector zog mitunter nicht einmal den Arm zurück, den er um die Taille seiner Frau geschlungen hielt. Heute aber sah es aus, als ob der Herr und die Frau ein Paar unartiger Kinder wären, und Sophie ihre Mama, die sie über einem häßlichen Streich ertappte.

Es war so still im Zimmer, daß man nichts anderes hörte, als das Knarren von Sophien's Stiefeln, wie sie über den Teppich gieng. Ganz leise setzte sie das Servirbrett auf den kleinen Tisch vor dem Sopha und sagte ihr gewöhnliches »Bitte sehr!«, als ob sie zu stören fürchtete.

Die Eheleute hatten sich tüchtig gezankt, und wenn sie nicht gestört worden wären, so hätten sie den Streit wohl noch fortgesetzt. Nachdem sie aber nun einmal abgebrochen hatten, wollte keines wieder anfangen; das lag unter ihrer Würde, und darum sah der Herr beharrlich in seine Rauchwolken und die Frau auf ihr Taschentuch. Der Kaffee wurde ganz kalt. — Endlich nahm die Frau die Kanne und füllte die Tasse, welche ihrem Mann am nächsten stand, so daß er trotz ihres Schweigens wohl

begreifen mußte, daß diese für ihn bestimmt sei. Sie selbst nahm nichts. — So vergingen einige Minuten. Dann legte der Lector seine Cigarre auf die Tasse, fuhr mit der Hand in die Brusttasche, holte sein Notizbuch heraus, blätterte darin und warf zwei Theaterbillets auf das Servirbrett vor seine Frau.

»Da!«

Er sah dabei gerade so finster aus, wie früher, als er Sophie gewinkt hatte, daß sie den Vorhang niederlasse.

»Was soll ich damit?«

»Du kannst jemand anderen mitnehmen. Ich habe keine Lust mitzugehen.« Zuerst schaute sie ihn etwas betroffen an, dann aber ballte sie energisch ihr Taschentuch zusammen.

»Ich auch nicht!« sagte sie schnell und schroff. Wenn er die Lust zu einem Vergnügen verloren hatte, so war es doch selbstverständlich, daß sie noch viel weniger dazu aufgelegt war, da sie doch gewiß viel mehr Ursache hatte, sich beleidigt zu fühlen.

»So bleiben wir beide zu Hause.«

Er nahm den Sessel mit beiden Händen und that einen kräftigen Rud, so daß er vor den Schreibtisch zu stehen kam und ihr den Rücken zuwandte. Dann fieng er an, ein Buch aufzuschneiden.

Sie sah ihm mit funkelnden Augen zu. Diese Gleichgiltigkeit reizte sie. Nicht weil sie sich im Theater gut unterhalten hätte; aber es ärgerte sie, daß er das Vergnügen mit solcher Geringschätzung von sich wies.

Sollte sie fortgehen, ihn da sitzen und brummen lassen, so viel er wollte?

Es war doch auch furchtbar unangenehm, daß sie sich gerade heute gezannt hatten, gerade nachmittags, wo sie fortgehen sollten! Es war zu verdrücklich! Und zu Mittag waren sie noch so guter Laune gewesen und hatten sich so gefreut, den neuen Debutanten in »Cavalleria« sehen zu können! Und Frithjof war ja so entzückt von der Musik! Warum hatte auch Sophie nicht genug Zwiebel zu den Beefsteaks gegeben; dann wäre es nicht so schlimm geworden. Es ist freilich wahr, daß man sich auf Diensthöten nie verlassen kann, und sie hatte ja auch einmal hinausgehen wollen, um ihr zu befehlen, viel Zwiebel aufzulegen. Aber weil sie es vergessen hatte, hätte er darum doch nicht gleich zu sagen gebraucht, daß alles ihre Schuld sei. Sie konnte doch nicht überall selbst dabei sein! Das Alles hatte sie ihm gesagt, und als er von der Wichtigkeit ihrer Behauptung nicht ganz überzeugt schien, gefragt, was er denn begehre? Auf diese Art verlange er ja, sie solle selbst Dienstmädchen sein; da dies das einzige Mittel wäre, seine Ansprüche zu befriedigen, so würde es allerdings auch aufs billigste kommen. Daranhin fühlte er sich beleidigt und sagte: ja, ja, er sei wohl ein Tyrann, welcher verlange, sie solle sich krank arbeiten und welcher selbst nur faulenze. Darüber war sie ihrerseits natürlich auch böse geworden und hatte sich alle Fronte verbeten. Und da saßen sie nun. — Warum hatte nur Sophie so wenig Zwiebel zu den Beefsteaks gegeben!

Plötzlich fiel ihr etwas ein. Sie hatte ja mit ihrer guten Freundin, Hedwig Palmgren, verabredet, zusammen in's Theater zu gehen, und Hedwig sollte sie abholen.

Nun war das Unglück fertig. Man würde sich wundern und fragen, warum sie nicht mitgehen wollten. Was sollte man antworten? Da konnte ein schöner Scandal daraus werden!

Sie beugte sich im Sopha vor.

»Was werden wir Hedwig sagen?« fragte sie in so kaltem und gleichgiltigem Tone, als ob die Sache sie gar nichts anginge und es dabei nur auf seinen Beschlus ankäme.

»Sag, was Du willst.«

»Ich empfangen sie gar nicht.«

»Ich auch nicht.«

Darauf folgte eine ziemlich lange Pause. Die junge Frau zeichnete unsichtbare Figuren auf den Tisch.

»Ich werde ihr also sagen, daß wir nicht gehen können, weil Du böse bist, daß auf den Beefsteaks so wenig Zwiebel war!«

»Na, das kannst Du erzählen, und sag' mir auch, daß Du aus Schmerz darüber nicht gehst, daß Dein Mann ein Tyrann ist.«

»Ja,« sagte sie, indem sie langsam aufstand, mit den Fingerpitzen über den Tisch streifte und einen Schritt gegen die Thür hin machte, so daß sie sich von ihrem Manne entfernte, »ja, das werde ich sagen.«

Darauf nahm sie ihren Shawl, der in der andern Sophaecke lag, warf ihn über den Arm und gieng hinaus. Sie hatte nicht gezannt, aber wenn er nicht Vermunft annehmen wollte, war es das Beste, fortzugehen.

Auf ihrem Zimmer angelangt, fand sie es aber schwerer, ruhig zu bleiben. Sie nahm ein Buch und versuchte zu lesen. Es gieng nicht. Und eine Arbeit zu nehmen, vermochte sie nicht; es plagten sie so viele Gedanken. Was sollte sie Hedwig sagen? Sollte sie versuchen, ihr einzureden, daß sie beide erkaltet seien, oder daß Frithjof müde war? Als das Dienstmädchen hineinkam und bat, ob sie einen Augenblick fortgehen dürfe, wies sie es streng ab. Oh, diese Sophie, die einen solchen Verdruß angerichtet hatte! — Wie gemüthlich hätten sie es heute haben können, und nun war alles zu Wasser geworden! Warum hatten sie sich auch gerade heute nachmittags zanken müssen! Nur ihr Stolz und ihr großes Selbstgefühl war die Ursache davon, daß sie sich so oft zankten. Er wollte, daß sie alles verantworte, alle Fehler und überhaupt alles, was im Hause geschah; er wollte sie unterjochen, aber Tyrann wollte er nicht heißen. Und jetzt würde er mehrere Tage böse sein, nur weil er selbst gesagt hatte, daß er in ihren Augen ein solcher sei.

Bis heute abends würde er nicht mehr gut werden, so weit kannte sie ihn. Wenigstens nicht so bald, daß sie noch Zeit hätten, sich anzuziehen und in's Theater zu gehen. Wie viel Uhr war es? Sie zog ihre Uhr heraus und sah nach.

Schon halb sechs! Wenn sie gegangen wären, so wäre es nun bald Zeit gewesen, sich fertig zu machen. Aber ohne ihn wollte sie nicht gehen.

O, sie wollte wetten, daß er selbst gern gegangen wäre, aber sie wußte auch, daß er es nicht thun würde, wenn nicht... Ja, das wäre das einzige Mittel, ihn zum Mitgehen zu bewegen, wenn sie ihn ganz demüthig bitten wollte, nur ihr zu liebe zu kommen.



Davon aber konnte gar keine Rede sein. Dazu war sie viel zu stolz. Vielleicht würde er sich vor Hedwig schämen und noch im letzten Augenblick mitgehen? Nein, das würde er doch wohl nicht thun! ..

Wenn es aber doch so kommen sollte, welches Kleid sollte sie anziehen? Und wie würde es ihr möglich sein, so schnell fertig zu werden? Es wäre zu verdrücklich, wenn sie zu spät kommen würden! Schaden konnte es nichts, wenn sie alles zusammenjuchte, was sie brauchte, für den Fall, daß... Es würde ja doch natürlich nichts daraus werden.

Und plötzlich fieng sie an, die Schubladen an ihrem Kasten aus- und einzuziehen und legte Armband, Handschuhe, Fächer und Opernglas zurecht. Darauf nahm sie ihr Kleid heraus und trat in die Garderobe, um bei dem schwachen Lichtschein, der durch die halbgeöffnete Thür hereinfiel, eine Ruche aufzunähen. Wenn ihr Mann in's Schlafzimmer kam, brauchte er nicht zu sehen, was sie machte. Als sie fertig war, sah sie wieder auf die Uhr. Es war sechs Uhr. Jetzt mußte Hedwig bald da sein.

Was sollte sie sagen? Würde es sich verlohnen, noch einmal vernünftig mit ihm zu sprechen? Natürlich nicht! Aber sie wollte es doch versuchen, nur des Friedens halber. Nicht bitten, nur ein paar kluge und vernünftige Worte mit ihm reden, — die Zeit drängte. Sie entschloß sich rasch und trat hinein.

Um ihre Absicht nicht zu verathen, nahm sie zwei frische Kerzen für die Leuchter auf seinem Schreibtisch mit. Es war das Beste, das Ganze so à propos zu behandeln.

Als sie ins Zimmer kam, las er noch immer. Sie mußte sich über ihn beugen, um die Leuchter zu erreichen; er aber duckte sich nicht einmal, obwohl sie ihn angestossen hatte.

»Was sollen wir mit den Karten thun? Es ist doch schade um sie, wenn sie so liegen bleiben,« sagte sie und wickelte Papier um die Enden der Kerzen.

»Du kannst sie den Diensthöten geben.« —

»Parquetkarten den Diensthöten!« Mein, das widerstrebte dem Schicksalstheoriegefühl der jungen Frau doch zu sehr. Davon konnte keine Rede sein.

»So gib sie, wenn Du willst. Ich will nichts mehr davon hören.«

»Du könntest doch selbst mit Doctor Ribbing gehen. Er ist gewiß zu Hause und wenn Du mich los wirst, so...«

»Ich?« Der Lector gab einen sonderbaren Laut von sich. »Ich habe doch gesagt, daß ich keine Lust habe.«

»Aber Du hörst »Cavalleria« so gern und Ihr beide unterhaltet Euch immer so gut miteinander.«

»Das ist doch zu arg! Ich habe zwanzigmal gesagt, daß ich keine Lust habe. Ich gehe nicht.«

»Du brauchst nicht so zu schreien. Ich höre auch so.«

»Es scheint nicht. Geh' selbst und nimm irgend eine alte Tante mit. Dahin willst Du doch wohl kommen.«

Die Frau setzte die Leuchter mit einer Miene auf den Tisch, als ob sie im tiefsten Herzen verletzt wäre. Sie antwortete nicht gleich.

»Ich weiß nicht, was Du von mir glaubst, Frithjof!« sagte sie endlich.

»Ich glaube, daß Du gern in's Theater gehen möchtest.«

»Heute? nein,« sagte sie traurig, aber bestimmt.

»Ach, thur' nicht so!«

Sie sah ihn an. Diese Worte klangen so ermuthigend, trotzdem er noch immer sehr böse ansah; es klang so vertraulich gegen den früheren trockenen Ton. Er wäre gewiß ebenso gern in's Theater gegangen, als er morgens sein Mittagessen haben wollte, das wußte sie, und saß nur noch da und wartete, bis sie ihn bat. Aber da konnte er lange warten.

»Wie würde ich mich unterhalten können, wenn Du nicht mit bist, sondern zu Hause sitzt und böse bist?«

»Mein Gott, Du wirst Dich doch nicht um einen solchen Tyrannen kümmern, wie ich bin!«

Jetzt wollte er gar, daß sie das zurücknehmen sollte, was sie gar nie gesagt hatte. Aber wart' nur, Du gehst doch noch mit!

»Ein Tyrann! Hörst Du, Frithjof, Du bist der unvernünftigste Mensch, den ich je gesehen habe. Ich habe ja gar nie gesagt, daß Du ein Tyrann bist, und wenn jemand Ursache hat, beleidigt zu sein, so bin ich es wohl, ich, die Du für unfähig in allen möglichen Hinsichten erklärst, mit der Du so unzufrieden bist, trotzdem ich das Bewußtsein habe, daß ich...«

»Um Gotteswillen,« fiel er ein, »nimm jetzt die beiden Karten und geh' selbst oder verschenk' sie. Ich will sie nicht mehr sehen.«

Er nahm die Karten und hielt sie seiner Frau hin. Seine Nerven waren so aufgereggt, daß ihm die Hand zitterte.

»Ich will sie nicht.«

»So laß sie liegen.«

Er las wieder und kehrte ihr den Rücken.

»Frithjof!«

Er antwortete nicht.

»Warum bist Du denn so?«

»Ich weiß nicht, daß ich so oder anders bin.«

»Ja, Du bist...«

Da klopfte es an die Thür. Der Vactor wandte sich um, und die Frau fuhr zusammen.

»Ist Agda da? Darf man herein?«

Es war diese fürchterliche Hedwig, welche die unangenehme Gewohnheit hatte, durch die Küche hereinzukommen, ohne zu läuten. Man war niemals sicher vor ihr.

Die Frau lief nach der Thür und hinderte sie, einzutreten.

Nun gab es draußen Umarmungen, Küsse, Dankfugungen für die Karten, Entschuldigungen und Erklärungen, warum Fräulein Hedwig nicht früher gekommen war. Aber bald sah sie, daß ihre Freundin nicht für das Theater angezogen sei.

»Was bedeutet das?«

»Ja, Frithjof ist etwas müde. Wir wissen nicht, ob wir gehen werden.«

Nicht gehen! Erst Befürzung, und dann fielen die Fragen hagel-dicht. Fürchtete man eine Lungenentzündung, einen Magenkatarrh, ein Nierenleiden oder einen Schlaganfall? Denn von etwas geringerem konnte doch gar nicht die Rede sein, wenn man deshalb aus »Cavalleria« zu Hause blieb. Agda wurde ganz verwirrt. Sie wußte kaum, was sie antwortete. Aber das war ihr klar, daß sie Hedwig verhindern mußte, in's Zimmer zu treten und zu sehen, ob er krank lag. Um das zu hinterreiben, gab es nur ein Mittel, nämlich: selbst hineinzugehen und zu fragen, was endlich geschehen sollte.

Als sie die Thür öffnete, stand der Vactor gerade vor seinem Schrank und beschäftigte sich mit etwas in der Lade, die er aber bei ihrem Eintreten sofort hineinschob. Sie trat an seine Seite. Er sah noch ebenso böse aus, wie früher.

»Frithjof!«

Keine Antwort.

»Hörst Du, Frithjof, es ist doch schade um die Karten, wenn sie liegen bleiben. Wollen wir nicht gehen?«

»Ich habe keine Lust.«

Er steckte die Hände in die Hosentaschen, trat vor das Thermometer und betrachtete es.

»Frithjof, jetzt mußt Du artig sein,« sagte sie sanft.

»Nein, ich bin nicht artig.«

Sie schob langsam ihre Hand unter seinen Arm und beugte sich vor, so daß er sie ansehen mußte.

»Versuch's!«

»Kann nicht!«

Er strich den Schnurrbart, ohne sie anzusehen. Es trat eine kleine Pause ein. Sie streichelte ihm die Wange.

»Komm mit! Es wird so traurig, wenn Du es nicht thust. Geh' mit!«

Er antwortete nicht.

»Ach, komm mit!«

Er zog seine Uhr heraus, sah darauf und runzelte die Stirn. »Es ist ein schrecklicher Lärm dort,« sagte er. »Uebrigens ist es auch schon zu spät. Du wirst nicht fertig werden können.«

»D ja!«

Er sah nochmals auf die Uhr.

»Also beeile Dich!«

Ein hastiges, kurzes Streicheln seiner Wange war ihre ausdrucks-volle Dankbezeugung. Darauf griff sie mit beiden Händen in ihr Haar und eilte gegen die Thür, indem sie die Haarnadeln herauszog. Aber eine Nadel glitt ihr aus der Hand und fiel unter den Schreibtisch, so daß sie sich bücken mußte, um sie aufzuheben. Als sie wieder aufstand, traf ihr Blick zufällig den Toilettetisch. Dort lag neben einem reinen Kragen Frithjof's neueste feine Cravatte, die er noch nie gebraucht hatte.

Sie blieb einen Augenblick stehen und sah ihn an.

»Siehst Du, Frithjof, daß Du gehen wolltest!«

Er warf einen flüchtigen Blick auf die Cravatte, wandte sich aber dann um und zog den Rock aus, während er gegen die Garderobe gieng.

»Ja, es ist möglich, daß ich ausgehen wollte,« sagte er ruhig.

»In's Theater!« Sie gieng ihm nach, ohne sich um ihr offenes Haar zu bekümmern, das ihr über das Gesicht fiel. »Du wolltest gehen, auch wenn ich Dich nicht gebeten hätte!«

»Nein. Wenn ich mitgehe, geschieht es mir Dir zu liebe, das versichere ich Dir.«

»Du wolltest aber doch gehen!«

Wie sein verkörpertes Gewissen stand sie da und zeigte auf die Cravatte. Er aber untersuchte in Ruhe den Nermelausschlag seines Rockes, ob er nicht fleckig sei.

»Ich habe nie einen solchen Heuchler gesehen, wie Dich, Frithjof.« Er schien fast zu lächeln, während er, noch immer schweigend, den Zipfel seines Taschentuchs in eau de Cologne tauchte und den Aufschlag rieb.

»Warum hast Du das alles herausgenommen?«

Er lachte laut und sah sie an.

»Wie Du aussiehst!« sagte er und zog sie an den Haaren.

»Warum hast Du die Cravatte herausgenommen?«

»Weil ich wußte, daß Du bitten würdest.«

Sie biß sich auf die Unterlippe, sah auf den Teppich und wieder auf ihn, öffnete den Mund, um etwas zu sagen und schloß ihn wieder. Indessen lachte er fortwährend.

»Beeile Dich jetzt,« sagte er dann, »sonst wird es zu spät.«

Einige Sekunden stand sie noch da und sah ihn mit einem Blick an, der Vieles enthielt, am meisten Spott und gewisse drohende Verheißungen für die Zukunft.

»Warte Du!«

Und dann lief sie fort.

Sie kamen noch knapp vor Beginn in's Theater.

Glück, glück!

Die Magd hatte das Futter gebracht und es im Hofe ausgestreut.

»Glück, glück, glück, glück!« rief die Henne, und von allen Seiten kamen die Küchlein gerannt und hielten fröhliche Mahlzeit. Ein Stück Zwieback mit Milch gesuchet, lag so appetitlich da, aber es war zu groß, die Küchlein konnten

es nicht richtig fressen, jedes pickte daran und bekam nichts hinter. Da schoß ein kleiner grauer Spatz, der schon eine Weile dem Treiben der Hühnchen zugehört hatte, mitten unter die Schmausenden, packte das Zwiebackstückchen an der richtigen Stelle und flog eilends damit davon. Die Hühnchen sahen ihm verblüfft nach.

»Glück, glück, glück,« rief die Henne, »ja klug muß man sein, heutzutage, klug und flink, dann kommt man zu was.«

»Klug? Klug?!« krächte der Hahn und seine Federn sträubten sich, »frech muß man sein!«

Theil Born.



Ein galanter Bettler.



Dame: Sie betteln mich an und sind berauscht?
Bettler: Wenn man — solch eine schöne Dame sieht — muß man ja berauscht werden.

Der Ring des Amasis.

Erzählung nach dem Englischen des Lord Lytton. — Deutsch von Leo Gerhard.

(8. Fortsetzung.)

Joachim Fürchtegott Schuman an die Frau von Therese von Maiendorf, geborene von Lügow.

Hochgeehrte Frau!

In tiefster Ehrfurcht, wie es mein Amt und meine Ergebenheit für Ew. Hochwohlgeboren vorschreiben, ergreife ich die Feder, um Ew. Hochwohlgeboren von dem schweren Unglücksfall Mitteilung zu machen, von welchem die erlauchte gräfliche Familie meines Herrn und vielgeliebten Gebieters betroffen wurde. Ich gehorche damit dem ausdrücklichen Be-

fehle seiner gräflichen Gnaden, welche hofft, daß durch die Hieherkunft Ew. Hochwohlgeboren der tiefe Schmerz des edlen Fräulein Juliette eine tröstliche Linderung erfahren könnte.

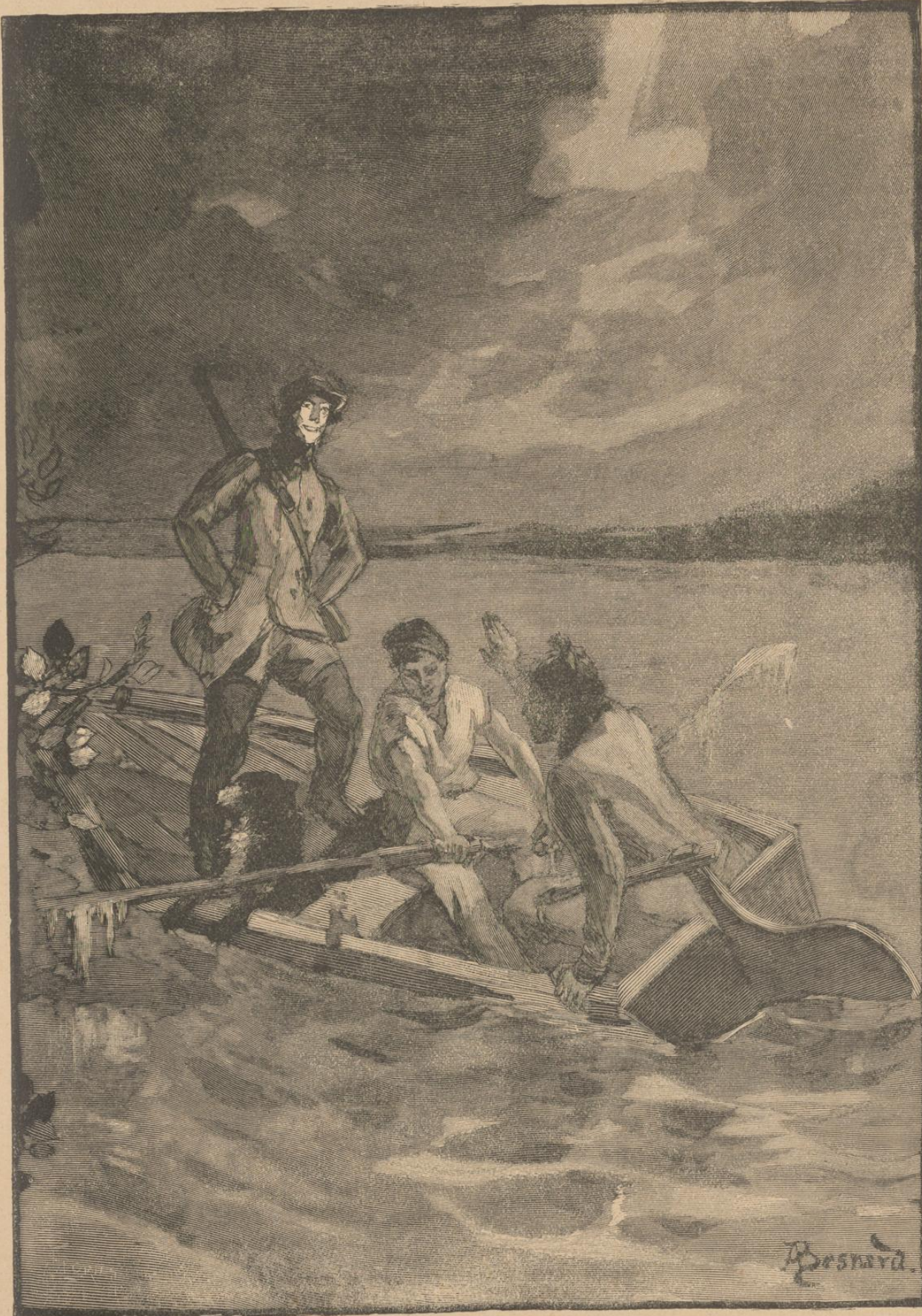
Wollen Ew. Hochwohlgeboren es dem gefertigten Schreiber dieser Zeilen nicht nachtragen, wenn er durch diese Mitteilung, zu welcher er durch seine Pflicht gedrungen ist, dem theilnahmevollen Herzen Ew. Hochwohlgeboren Schmerz bereitet.

Gestern, am 14. dieses, am Tage der Kreuzerhöhung, um 8 Uhr morgens, begaben sich trotz des herrschenden Nebels die beiden jungen Grafen auf das Wasser, um Enten zu jagen. Sie flogen in ein kleines Boot, um die Weid- nitz bis zur alten Mühle hinunterzu- fahren, und von da aus den noch eine halbe Stunde entfernten Sumps zu erreichen, wel- cher Ew. Hochwohl- geboren ja bekannt ist. Im Gefolge der beiden jungen Herrn Grafen be- fand sich der Sohn des Feldhüters, ein sehr rechtschaffener und treuergebener Junge, sowie der Jagdhund, ein gut- geschultes Thier.

Der junge Herr Graf Felix war in ausgezeichnete Ge- müthsstimmung, was dem Sohne des Feldhüters ganz ausdrücklich auffiel. Dieser gibt auch an, daß, während der junge Herr Graf Conrad das Steuerruder führte, der junge Herr Graf Felix am an- deren Ende des Schiffes aufrecht stand und in sei- ner übermüthigen Laune den einen Fuß bald rechts, den anderen bald links aufstügend, die Barke bald nach rechts, bald nach links schaukeln ließ, wie eine Wiege.

Der Bruder des Herrn Grafen Felix hat diesen wieder- holt und sehr ernst- lich, sich ruhig zu verhalten, indem er ihm vorstellte, daß an dieser Stelle der Fluß sehr tief sei und daß, wenn der junge Herr Graf hineinsiele, ihm die schweren Jagd- stiefel das Schwim- men unmöglich machen würden. Der junge Herr Graf Felix ließ sich aber in seinem Ver- gnügen nicht stören, und antwortete sei- nem Herrn Bru- der, daß ihm seine wasserdichten Stie- fel so leicht vor- kämen, wie ein Paar Ballschuhe. In

der Bruder des Grafen Felix hat diesen wiederholt und sehr ernstlich, sich ruhig zu verhalten



Der Bruder des Grafen Felix hat diesen wiederholt und sehr ernstlich, sich ruhig zu verhalten

diesem Augenblicke, verehrte Frau Baronin (ich erzähle, so wie es mitgetheilt wurde), zeigte sich an dem Saume der Waldlichtung, die an den Fluß grenzt, ein Hef. Sofort machte der Hund, welcher zwar gut geschult, aber ein wenig wild ist, einen Satz, erreichte das Ufer, gieng das Thier an und war trotz alles Rufens von der Verfolgung nicht abzubringen.

Die beiden jungen Herren Grafen setzten nun auch den Sohn des Feldhüters an's Land und gaben ihm den Auftrag, den Hund einzuholen und sich mit ihm zur alten Mühle zu begeben, wo sie ihn erwarten wollten.

Der Junge hat auch erzählt, daß, während er dem Hunde nachlief, das Lachen und Scherzen meines verehrten und bedauernswerthen Herrn, des jungen Grafen, ihm nachtönte. Es vergieng ungefähr eine Viertelstunde, ehe er den Hund einholen konnte. Nachdem er diesen gebührend gezüchtigt, begab er sich mit ihm an den, wie oben bemerkt, von den beiden jungen Herren Grafen bestimmten Ort. Als er dort ankam, sah er zu seinem großen Erstaunen die Barke herrenlos auf den Wellen treiben; von den beiden jungen Grafen war keiner zu sehen. Der Junge dachte anfangs, die beiden Herren Grafen wären gelandet und hätten sich bereits zum Sumpfe begeben, während die Barke, schlecht befestigt, von den Wellen losgerissen worden sei. Er wartete also dort einige Zeit, und verhielt sich sehr ruhig, um das Wild nicht etwa durch Lärm zu verschrecken; da er aber gar keinen Laut vernahm und zu besorgen anfieng, daß irgend ein Unfall geschehen sei, feuerte er einige Schüsse in die Luft ab. Aber weder auf dieses Signal, noch auf sein Rufen und Lärmen erfolgte eine Antwort. In großer Bestürzung lief er das Ufer ab und sah endlich einen Gegenstand, welcher an dem vorpringenden Ast einer Weide hängen geblieben war. Als der Junge sich dem Baume näherte, sah er, daß dieser Gegenstand der Hut des jungen Herrn Grafen Felix sei. Bei diesem Anblick begann der Hund zu heulen.

In höchstem Schrecken lief nun der Junge nach dem Schloß zurück, wo seine Mittheilungen eine große Bewegung hervorriefen. Ein Hochwohlgeborener Diener, welcher sich gerade zur Stelle befand, nahm schnell einige Leute und begab sich, so rasch ihn seine Beine trugen, an den Schauplatz dieses Ereignisses. Wir verschafften uns einen Kahn und durchsuchten den Grund mit langen Haken, allein die Strömung war eine sehr heftige, und unsere Bemühungen, irgend etwas aufzufinden, waren vergebens. Die Kunde von dem Geschehenen hatte sich bereits verbreitet und von allen Seiten kamen Leute heran, von denen Einzelne auch untertauchten. Niemand dachte an sich selbst. Jeder suchte nur zur Rettung beizutragen; so groß ist die Verehrung und Liebe, welche wir alle für diese edle Familie hegen. Plötzlich riefen uns einige der Leute, welche ins Wasser gestiegen waren, an. Als wir uns in größter Eile zu ihnen begeben hatten, harrte unser ein trauriger Anblick. Man zog eben unseren Gebieter, den jungen Herrn Grafen Conrad aus dem Wasser. Er war bewußtlos, und sein Gesicht war so mit Schlamm bedeckt, daß man die Züge kaum erkennen konnte. Die Hände hielt er krampfhaft zusammengepreßt.

In diesem Zustande brachten wir ihn auf's Schloß, wo glücklicherweise ein Arzt zur Stelle war, da die Frau Gräfin, meine verehrte Gebieterin, krank darniederlag. Mit Hilfe von Einreibungen und anderen Mitteln rief man ihn ins Leben zurück, welches ihn fast schon verlassen hatte. Von dem jungen Herrn Grafen Felix aber war keine Spur aufzufinden.

Mein sehr verehrter Herr und Gebieter, der junge Graf Conrad, ist durch den erlittenen Unfall noch derart erschüttert und leidend, daß eine genaue Feststellung dessen, was sich an diesem Unglückstage zgetragen hat, noch nicht zu ermöglichen war. Wie ein Hochwohlgeborener ja bekannt ist, liebte der junge Herr Graf Conrad seinen Bruder auf's zärtlichste. Das traurige Schicksal des Letzteren, dessen Zeuge er war, laßt ihn, wie es scheint, nicht zum Bewußtsein seiner selbst kommen.

Es scheint übrigens unzweifelhaft, daß unser junger Herr Graf Felix ins Wasser gefallen ist, während er, wie ich eben mitgetheilt habe, das Schiff zum Schaufeln brachte. Der Bruder, Herr Graf Conrad muß verzweifelte Anstrengungen gemacht haben, ihn zu retten, was daraus hervorgeht, daß seine Kleider mit Schlamm und Wasserpflanzen bedeckt waren, welche sich vermuthlich angehängt haben, als der junge Herr Graf Conrad am Grunde des Flusses nach dem untergegangenen Bruder suchte.

Seine Schuhe waren durch das eingedrungene Wasser so enge geworden, daß man sie ihm von den Füßen herabschneiden mußte.

Indem ich diese traurigen Mittheilungen schließe, wiederhole ich, daß ich damit nur dem ausdrücklichen Befehle seiner Erlaucht des Herrn Grafen nachgekommen bin. Ich nehme mir gleichzeitig die Freiheit, Ew. Hochwohlgeborenen in Kenntniß zu setzen, daß sich auf jeder Station Vorposten befinden, so daß Ew. Hochwohlgeborenen mit möglichst großer Schnelligkeit hier eintreffen können.

In tiefster Ehrfurcht, wie es meine Pflicht ist, und soweit es diese traurigen Ereignisse gestatten, verharre ich als Ew. Hochwohlgeborenen unterthänigster und allerergebenster

Joachim Fürchtgott Schuman,
Verwalter auf den Gütern Sr. Erlaucht des
Grafen von Rosenek.

IX.

Die Hand von Seb Kronos.

Die mir vom Grafen von Rosenek übergebenen Papiere enthielten nur dürftige Mittheilungen über die Ereignisse, welche sich im Anschlusse an die bereits erzählten Geschehnisse abspielten. Die Briefe, welche Juliette ihrer Freundin, der Frau von Maiendorf in dieser Zeit geschrieben haben mag, waren fortgenommen worden. Es fanden sich über das, was

sich in Larnstein unmittelbar nach dem Tode des Grafen Felix vollzogen haben mochte, keinerlei Aufzeichnungen vor; nur ein kleines Notizbuch war vorhanden, zum größten Theile mit religiösen Betrachtungen gefüllt, vermuthlich von der Mutter der jungen Grafen herrührend.

Der Schmerz des Grafen und der Gräfin über den Tod des jüngeren Sohnes wurde noch erhöht durch die Angst um den Gesundheitszustand des älteren.

Unbekümmert um die Gegenwart derjenigen, die ihn umgaben, irrte Conrad umher, wie ein Gespenst, welches nirgends Ruhe finden kann. Er verbrachte ganze Tage allein an dem Orte, an welchem man ihn nach dem Verschwinden des Grafen Felix gefunden hatte. Er starre stundenlang regungslos in den Fluß hinein. Nachts hörte man ihn in seinem Zimmer, welches er immer sorgfältig verschloß, auf und abgehen. Seine tiefbetäubten Eltern versuchten es nicht, seine Einsamkeit zu stören; aber, wenn sie vor seinem Zimmer horchten, hörten sie ihn mit sich selbst sprechen und sehr häufig tief aufstöhnen.

Plötzlich aber gieng eine auffallende Veränderung mit ihm vor. Obgleich noch immer verschlossen und in sich gekehrt, sieng er an, seine regelmäßigen Beschäftigungen von früher wieder aufzunehmen. Bei Tagesanbruch saß er zu Pferde. In Begleitung des Gutsverwalters sah er überall nach und traf Anordnungen, welche auf die Absicht einer längeren Abwesenheit schließen ließen. Im Laufe einer einzigen Woche fuhr er dreimal nach Breslau; die folgende Woche gieng er wieder hin, aber er kam nicht mehr zurück. Drei Tage später brachte der Kutscher, welcher ihn hingebacht hatte, einen Brief von ihm; Conrad verabschiedete sich darin von seiner Familie und er that dies in Ausdrücken, welche seinen tiefen Kummer erkennen ließen. Der Brief enthielt auch eine Reihe zusammenhangloser Vorwürfe, welche er gegen sich selbst erhob, als trüge er Mitschuld an dem vorzeitigen Ende seines Bruders. »Seitdem,« schrieb er, sei ihm das Leben eine kaum zu ertragende Last. Er könne keine Linderung erwarten, so lange er sich an dem Ort befände, in welchem ihn Alles, jeden Augenblick die Ursache seiner Betrübniß in das Gedächtnis rief. Er habe denn beschloffen, nach St. Petersburg zu gehen, um sich in die russische Armee einreihen zu lassen, welche gegenwärtig im Kaukasus kämpfe und er bat seinen Vater, seine Mutter und Juliette, falls sie ihn nicht wieder sehen sollten, ihm ein freundliches Andenken zu bewahren.

Die Familie war weder von diesem Entschlusse überrascht, noch von der Art, wie er ihn ausführte. Denn obgleich man wußte, daß Conrad keinerlei Grund habe, sich Vorwürfe zu machen, war es doch mit Rücksicht auf das innige Verhältniß, welches zwischen den Brüdern stets geherrscht hatte, nur begreiflich, daß er, der einzige Zeuge des Unglücks, der mansgesetzten Erinnerung daran zu entgehen suchte.

Die Abwesenheit Conrads von Larnstein dauerte ungefähr drei Jahre. Er schrieb nur selten und kurze Briefe; im Frühjahr 1817 erhielt sein Vater ein längeres Schreiben, in welchem Conrad anzeigte, daß er bald zurückkommen werde. Bald nach Empfang des Schreibens fand man den alten Grafen todt in seinem Fauteuil; er hatte den Brief seines Sohnes noch in der Hand. Er war einem plötzlichen Schlaganfälle erlegen und war sanft und ohne Schmerz verschieden.

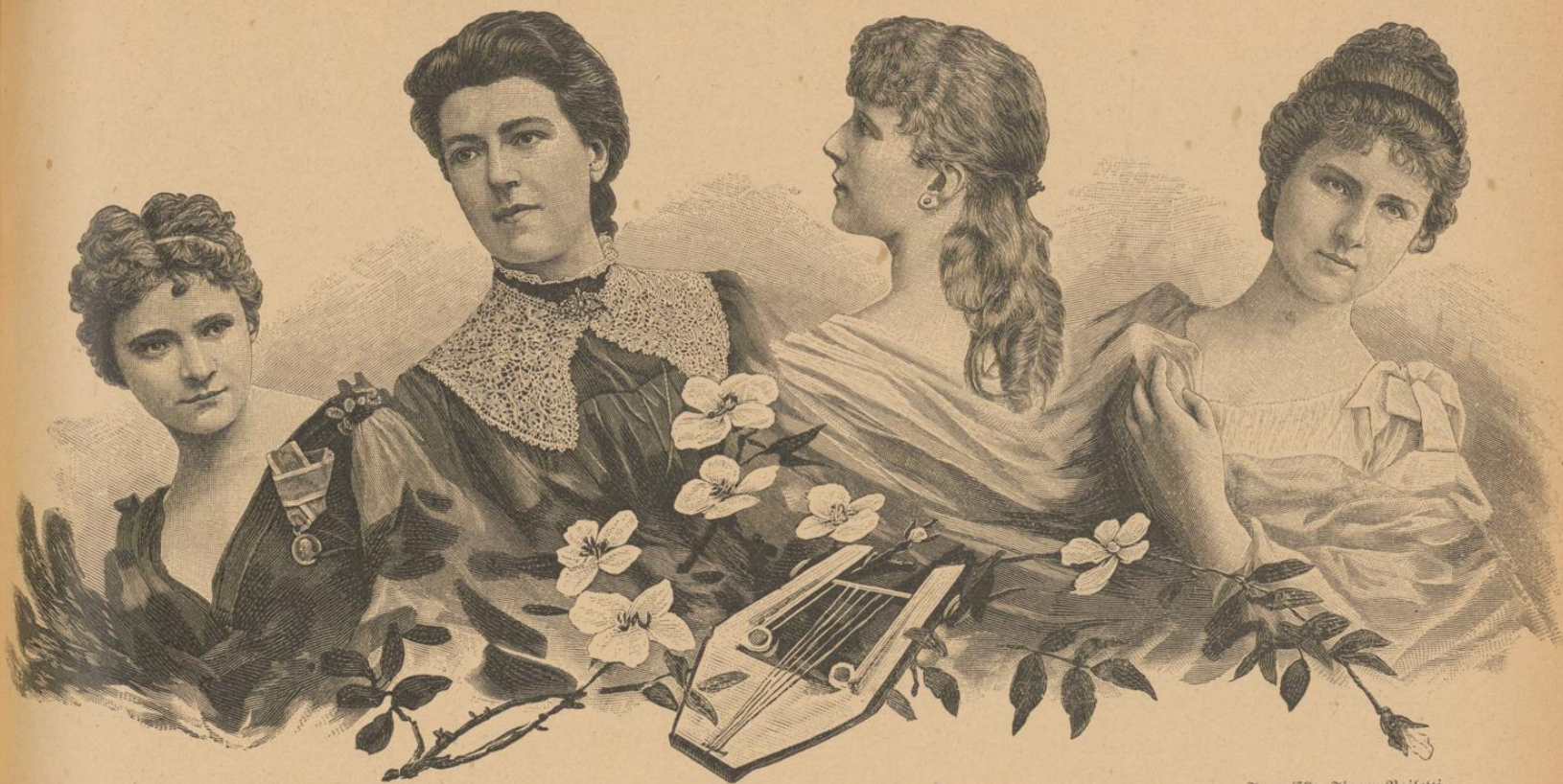
Conrad kehrte demnach als Herr und Gebieter nach Larnstein zurück. Im Schlosse herrschte tiefste Trauer. Der harte Dienst in einem barbarischen Lande hatte auf Conrads Aussehen eingewirkt, man sah es ihm an, daß er gelernt hatte, zu entbehren und zu befehlen. Es war ein Mann aus ihm geworden: mit dem Vertrauen zur eigenen Kraft und mit der Würde und Bornehmtheit derjenigen, welche gelernt haben, sich selbst zu beherrschen.

Die größte und unerwartetste Veränderung zeigte aber Conrad darin, daß er oft und ohne Rückhalt von dem sprach, was geeignet war, die schmerzlichsten Empfindungen bei Juliette und seiner Mutter wieder zu erwecken. Er wich diesem Thema nicht nur nicht aus, sondern suchte wiederholt das Gespräch darauf zu lenken. Er that dies in so ruhiger, und gefühlvoller Art, daß die beiden Damen sich nach und nach daran gewöhnten, alles mit ihm zu besprechen, was sich auf den Tod des Grafen Felix bezog. So verloren allmählig diese traurigen Erinnerungen den herben Stachel; an Stelle der quälenden Pein trat ein linder Schmerz. Er gab sich auch alle erdenkliche Mühe, in tröstendem Sinne auf das Gemüth der beiden Frauen zu wirken, und erreichte wirklich, daß sie beide anfiengen, sich langsam wieder dem äußeren Leben zuzuwenden, und auf Aussprache und Mittheilung wieder Werth zu legen.

Ein Jahr nach seiner Ankunft in Larnstein starb die alte Gräfin und wurde an der Seite ihres Gatten in der Familiengruft begraben. Conrad und Juliette blieben nun allein, und um nicht auch einsam zu bleiben, gab es nur einen Ausweg für die beiden — ihre Verbindung. Und als Conrad Juliette dies vorstellte, nicht mit der Leidenschaft eines Liebhabers, sondern mit dem aufrichtigen Empfinden eines treuen und erprobten Freundes, konnte Juliette dem nichts entgegenhalten. Er brachte seine Werbung in einer Weise vor, daß ihr wie die Erfüllung einer Pflicht und wie ein Opfer erscheinen konnte, was ihr, anders vorgetragen, zweifellos widerstrebt hätte. Er sagte ihr nicht: Du bist jetzt eine Waise, sondern sagte: »Ich bin jetzt verwaist.« Er sprach von ihrer gemeinsamen Vergangenheit, von dem Schmerz über den Verlust derer, welche nicht mehr waren, und daß ihre gemeinsamen Erinnerungen ein unzerreißbares Band um sie geschlungen hätten.

In Conrads Innern war es aber nicht so still und friedlich, wie es äußerlich den Anschein hatte. Man findet darüber einige Andeutungen in dem nachfolgenden Auszug eines Briefes von Juliette, den sie einige Monate vor dem Tode der alten Gräfin und vor ihrer Verheirathung mit Conrad geschrieben hatte.

(Fortsetzung folgt)



Frau Marie Soldat-Röger.

Frau Natalie Lechner-Bauer.

Miss Lucy Herbert-Campbell.

Frau Ely Finger-Balletti.

Ein Damen-Streichquartett.

Die Frauen haben ein edles Kunstgebiet erobert, sie haben vom Streichquartett Besitz genommen. In der Kammermusik sind sie längst heimisch gewesen, aber vereinzelt traten sie hinzu — ans Klavier oder selbst zum Geigenpult. Der Mann wollte aber immer der Führer oder die Stütze sein. Nun vereinigten sich vier Wiener Damen, vortrefflich musikalisch gebildet, zu einem Streichquartett. Sie haben das Können und haben den Muth. Fräulein Lucy Herbert Campbell, die hochgewachsene Blondine, gibt den Grund der Cello-Stimme. Sie beherrscht das unzufügliche Instrument, nicht mit Kraft, aber mit Geschick. Ihr reicht sich die Bratsche der Frau Natalie Lechner-Bauer an. Mit unverrückbar ernster Miene waltet diese Dame ihres musikalischen Amtes im »Mittelstock« des Quartetts. Die anderen Mitglieder überglänzen doch wenigstens mit einem Lächeln hier und da die innere Unruhe und die Strenge der Quartett-Gesinnung. Mit Frau Finger-Balletti steigen die Klänge höher, zur dritten Geige. Das zweite Pult — so hieß es bei dem Männerquartett — verlangt einen »ganzen Mann.« Es ist fast schwieriger, die zweite Geige als die führende Stimme zu spielen. Diese bindet die höheren und tieferen Klänge, die geringste Unsicherheit hemmt das reine Fluthen und Abfließen der Harmonien. Die Töne der zweiten Geige sollen an der ersten sich emporranken, mit der Bratsche sich vermählen und doch Selbstständigkeit bewahren nach oben und nach unten. Es gehört politischer Takt dazu, diplomatischer Feinsinn und gebiegenes Können. Die zweite Geige soll sich bald beordnen, bald unterordnen, bald über die erste Geige hinwegsetzen, bescheiden, aber bestimmt: die Harmonie des Ensembles bewahrend und doch auch wieder, wo es noth thut, vorglänzend. Zweite Stimme mit erster Geltung — das ist ein schweres Stück. Frau Finger-Balletti scheint wie geschaffen zur Vertreterin des zweiten Pultes. Auch in ihrer Erscheinung liegt viel vom Charakter der zweiten Geige. Die junge Frau hat zwar mädchenhafte Gestalt, Festigkeit und doch auch wieder Grazie der Haltung, ausgeprägte und doch auch weiche Linien des Profils, einen Kopf halb classisch, halb modern anmuthend. Ihre Kunst hat sie als Mädchen mit ihrer Schwester Michaela-Balletti, der Gattin des angesehenen Kupferstechers und Malers, eifrig geübt. Seit ihrer Verheirathung mit dem trefflichen Geiger Finger, einem Schüler Joachims, war ihr auch die ernste, nur auf das classische gerichtete Kunst des Gatten, welcher im Quartett Winkler die Bratsche spielt, eine heilsame Stütze. Nun ist ihr die schwierige Aufgabe des zweiten Pultes in dem Damenquartett zugewiesen. Ihr gegenüber sitzt Frau Soldat-Röger. Mit Zartheit, aber Bestimmtheit, mit den freundlichen Mienen, mit der Umsicht und Vorsicht eines musikalischen Hausmütterchens führt sie die Herrschaft. Als Soldat

noch war sie in Mädchenjahren unter den Ersten in der weiblichen Künstlertruppe. Die Ehe entzog sie der Deffentlichkeit. Man bedauerte es in musikalischen Kreisen, denn die Soldat war eine gebiegene, ernststrebende und über die bloß äußerlichen Leistungen unserer »Geigenfeen« weit hinausragende Künstlerin. Ihr Ton ist schön beschwingt, rundlich und wohligh; edel der Klang, musikalisch klar die Phrasirung; herzlich, streng ist immer ihre Auffassung gewesen. Sie hatte zu den schwierigsten Aufgaben, wie zum Violin-Concert von Brahms, wiederholt ihre künstlerische Eignung erwiesen. Nun finden wir sie zur Freude der Hörer in dem Quartett als leitende Seele wieder. Sie hat die Kammerwerke, welche zum Vortrag kommen, vollständig inne. Man merkt und fühlt es, daß ihr das volle Bild des Werkes, nicht ihre Partie allein, klar und fest im Geiste ruht.

Sie disponiert mit männlicher Sicherheit und reizvollem, belebendem Ton. In Saale Bösendorfer ließ das Damen-Streichquartett zum erstenmale sich hören. Als die Damen in schlichten, aber freundlichen Toiletten das Podium betraten — die sanfte Wangenröthe verrieth die innere Erregung und das Bewußtwerden voller Verantwortlichkeit — da glaubte man im ersten Augenblicke, daß das anmuthige Schauspiel vom ersten Hörspiel vielleicht ablenken werde. Doch mit den ersten Tacten stellte uns der Quartettverein schon auf die nöthige Kammerstimmung ein, welche bei den Vorträgen (Haydn, Schumann, Mendelssohn) erfreulich festgehalten wurde. Sorgames Studieren und Einspielen war der ersten Production vorangegangen, die Stimmen und die Bestrebungen hatten schon den verwandten, den musikalischen Familienzug, welcher den Charakter jedes Streichquartettes bestimmt. Die Harmonien klangen rein und erfreuten das Ohr. Der Anfang war glücklich, der Erfolg, welchen zum größten Theil ein bewunderndes Damenpublikum collegial festhielt, wohlverdient, weil in der künstlerischen Ausführung der Werke sachlich begründet. An Nachahmungen, am Nacheifern wird es sicher nicht fehlen. Das Beispiel ernster, gewissenhafter, im Dienste schwerster Musikpflichten erstarfter Uebung wird aufmuntern und erprießlich wirken. Wenn wir an die zahllosen Liederabende denken, welche das Auftreten hervorragender Liederfängerinnen entfesselte, dann wird uns allerdings auch vor ungemessenen und innerlich nicht kunstberechtigten Nachahmungen des Damen-Streichquartettes bange. Glücklicherweise sind aber Streichinstrumente nicht so gefügig wie die menschliche Kehle. Die Instrumente bewahren sich selbst vor dem Uebereifer kühnstrebender Nachahmerinnen, und so wird auch hoffentlich die Kunst vor der Sturmfluth weiblicher Streichquartette besser als vor den nicht mehr zurückzudämmenden Liederabenden bewahrt bleiben.

Correspondenz der „Wiener Mode“.



Bei Raumangel wird die Correspondenz im Inserattheile fortgesetzt.

Frau v. G. in Prag. Bei den japanischen Mädchen ist es Sitte, daß denselben am Tage, wo sie in den Ehestand, treten die Zähne mittelst einer ägenden Flüssigkeit schwarz gefärbt werden. Die dunkle Farbe bleibt während der ganzen Lebensdauer an den Zähnen, so daß, wenn die Frau lächelt, ein Jeder weiß, daß sie verheiratet oder verwitwet ist.

J. G., Wien. Sie fragen, ob der Stammbuchvers Ihres Bruders passend ist?

„Mahnung! Ich soll Dir etwas schreiben Da fällt mir eben ein: Laß' Du das streiten bleiben und ihu verträglich sein.

Und „thu“ verträglich sein? Wir „thun“ dies höchst unpassend finden. Reparieren von Gummischuhen. Ein Abonnent schickt uns ein Mittel, das wir hiermit unseren Abonnentinnen mittheilen.

Wanda H. Laibach. Wir müssen das uns freundlichst gesandte Gesellschaftsspiel „Theaterzettel“ dankend ablehnen, weil uns — in Folge der vor einem halben Jahre von uns ausgeschriebenen Preisconcurrentz — 33 ähnliche Spiele zugesandt wurden und wir gerne möglichst Neuartiges bringen möchten.

Dankbare Piesel. Wir empfehlen Ihnen das im Verlag der „Wiener Mode“ erschienene Buch „Die Kunst schön zu sein“.

Señorita Carolina S., Valparaiso. Wir sagen Ihnen für das hohe Interesse, mit dem Sie in der Ferne den hohen Aufschwung der „Wiener Mode“ verfolgen, besten Dank.

Prinzessin S. „Heimweh und Frühlingsseizug“ sind nicht gut genug, um Aufsehen zu erregen und zu gut zum Verreißen.

Kleine Anni. Weil Sie gar so schön bitten, wollen wir Ihre Schrift beurtheilen. Die Buchstaben b, l, o, n, d lassen errathen, daß Sie nicht schwarzhaarig sind; das „D“ und „u“ in der Anekdote weisen auf große Vertraulichkeit hin und das l, i, e, b, e, r deuten auf Schmeichelehaftigkeit.

Junge, neue Abonnentin in M. Lassen Sie Ihre blaßbla Toilette lavendelblau färben. Diese Nuance ist sehr modern und wird Sie, bei Ihren blonden Haaren, am besten kleiden.

M. R. Melbourne, Australien. Ihr Brief brauchte 3 Monate, 7 Tage, um hieher zu gelangen. Wir werden Ihre freundlichen Mittheilungen als Miscelle verwenden.

Mrs. J. L. G. Los Angeles (Californien). Heft 9 ist mit der „Elbe“ untergegangen, Ersatz folgt. Sie können amerikanische Briefmarken als Zahlung senden.

Carneval in den Bergen. Entschiedenes Talent ohne Formkenntniß.

Annette in C. Die drei Arten des Handkusses sind folgende: Unterthänigkeit, Verehrung und Liebe.

Görzer Veilschen. Ja, in Ihnen ist, wie Sie vermuthen, „Dichtertalent“ verborgen, aber wohl so tief verborgen, daß wir es beim eifrigsten Suchen nicht fanden.

J. v. R. Ihre Madonna ist nach dem Original von Dessregger copirt. Anfragen, denen eine Retourmarke beiliegt, werden umgehend brieflich beantwortet.



Laurine Dewany.

Räthsel.

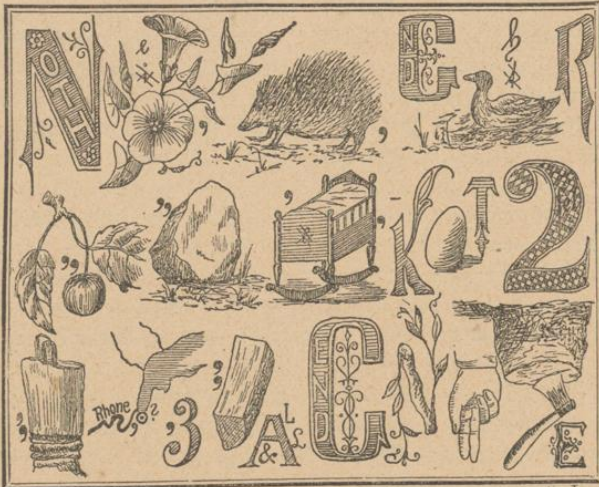
Räthsel.

Einen Theil vom Ganzen nennt mein Wort. Laß' das erste der fünf Zeichen fort, Dann gehört, was sich Dir zeigt, sogleich In der Dichtung —, in der Töne Reich. Inc.

Königspromenade.

Table with 5 columns and 10 rows of letters for the 'Königspromenade' puzzle.

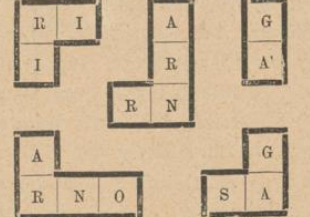
Bilder-Räthsel.



Schichten-Räthsel.

A pyramid-shaped puzzle with 6 levels, each containing a word related to the clues provided.

Magisches Mosak-Räthsel



Aus obigen 5 Stücken ist ein Quadrat zu bilden, dessen correspondirende Horizontal- und Vertikal-Felder gleiche Wörter von folgender Bedeutung geben: 1. Russische Hafenstadt. 2. Nebenfluß der Donau. 3. Wenig gebreiter loderer Faden. 4. Fluß in Italien.

Lösungen der Räthsel in Heft 14.

Quadrat-Neimräthsel: REDE, EHRE, DAME, ESEL.

Auszahl-Räthsel: Man beginnt mit „E“ oben, überpringt nach rechts herum jedesmal zwei Buchstaben und erhält: „Ein treuer Diener seines Herrn.“

Das fischlein-Königspromenade: Der Spiegel. Elsa. Badfisch-Biedchen von Rudolf Sperling.

Mit deinen sechzehn Jahren, Sechs Wochen noch dazu, So reizend unerfahren, Doch neckisch im Gebahren, — Wie wunderlieb bist du! Aus deinen Augen guckt es Wie Maiensonnenschein; Im ganzen Leibchen ruht es, Um's rote Mundchen guckt es: „Komm! beiß' in mich hinein!“

Räthsel: Trauring — Trauring.



Küchenzettel vom 1. bis 15. Mai.

Mittwoch: Fleckerl-Suppe, Rumpsteak mit frischen Kartoffeln und Schnittlauchsaucen, Orangen-Pudding.
Donnerstag: Ulmergerste in der Suppe, Fidelesteinerfleisch, Spinat mit gebackenem Hirn.

Freitag: Kartoffelsuppe, Fischschnitz mit Trüffelauce und Reis, böhmische Dalken mit Marillen.

Samstag: Schlickkräpfchen in der Suppe, überdünstetes Rindfleisch mit Sauerampferauce und Kartoffelschmarrn, Schinkenomelette.

Sonntag: Ragoutsuppe, Kresse, Lungenbraten mit Butterteig-Pastetchen, Chokoladefrischbrot.

Montag: Kräutersuppe, kurze Rostbraten mit Parmesanmehl, Compot mit Bäckerei.

Dienstag: Leberodekern in Knochenbrühe mit Fleischextract, Lamm-coteletten garnirt à la jardinière, Topfenkoch.

Mittwoch: Spargelsuppe, gedünstetes Rindfleisch mit Kochsalat, bairische Nüchlein.

Donnerstag: Einnachsuppe mit Bröselknödeln, Kalbschnitzel mit Pilzlingen*), Griesauflauf.

Freitag: Krebsuppe, falscher Stodfisch, Milchrahmstrudel.

Samstag: Erbennodekern, Rindfleisch mit Kapernauce, Topfen-haluschka.

Sonntag: Pilzlingssuppe, feines Ragout im Reiskranz, Lamm-rücken mit Salat, Nusstorte mit Obersschaum**).

Montag: Brotsuppe mit Würsteln, Rindsfilet mit Nockerln, Giardinetto.

Dienstag: Frühlingsuppe, gebackenes Kalbsfleisch mit Spinat, Kaiserfischmarrn.

Mittwoch: Fleischpfanzel in der Suppe, Radieschen mit Butter, Stufato mit Polenta, Käse.

Zu den verhallenden Klang der Oerglocken mengt sich ein liebliches Murmeln und Rauschen, geschäftige Thätigkeit bemächtigt sich der ganzen Natur, das Argon scheint plötzlich wieder aus unserem Luftkreise geschieden zu sein, immer blumenreicher wird es auf den Fluren, den Wald beleben täglich mehr gesiederte Sängler; allüberall gibt es geschäftige Hände und frohe Gesichter, und all dies strömt als festlicher Maiengruß durch die Sphären.

Wisweisen greift wohl auch ein Männlein oder Weiblein in die Saiten und stört die allgemeine Harmonie, doch schwinden diese Schatten schnell; insbesondere wenn man helle Kinderangen erglänzen sieht beim Anblicke freier Blumen, frischen Obstes und all der guten Sachen, die sich nun täglich auf unserem Tische mehren. Da lächeln auch die Eltern, und die Brust der Mächtin schwellt ein stolzes Selbstgefühl, sie weiß, daß sie auf die gute Laune Aller nun wieder mehr Einfluß üben kann.

*) Kalbschnitzel mit Pilzlingen. Man bereitet schöne Kalbschnitzel, brät sie mit Butter ab, nimmt das Fleisch heraus, seigt den Saft über

separat mit Butter und Petersil gedünstete Pilzlinge, gibt die Schnitzchen noch einen Moment hinein, richtet sie an, garnirt sie mit den Schwämmen und gibt den Saft darüber.

**) Nusstorte mit Obersschaum. 45 Deka Nüsse reibt man fein und verrührt sie mit 6 Dotter und 21 Deka Zucker recht flaumig, bäckt die Masse in einer mit Butter angestrichenen Tortenform ziemlich langsam und bestreicht sie nach dem Erkalten 2 Finger hoch mit Obersschaum, desgleichen die Seiten und belegt den Rand mit verzuckerten Nüssen. Sollte die Masse etwas weich gerathen, so streut man einige Semmelbrösel in den Teig.

* * *

Ohne unangenehmen Olivengeschmack, exquisit fein für Salate und Mayonnaise sind nur echte Provençer Tafelöle. (Siehe Annonce nebenan).

Miscellen.

Eine Berliner Stimme über die Wiener Mode. «Es ist eine charakteristische Eigenschaft aller wienerischen Erzeugnisse, die mit der Art und Weise, ja mit der äußeren Erscheinung der Wiener übereinstimmt, daß bei ihnen aller Werth auf knappe Zierlichkeit gelegt wird, auf Façon und Chic. Ausgezeichnetes Material ist sozusagen selbstverständlich und tritt nicht weiter in den Vordergrund... Der Zug nach gediegener Einfachheit, wie er in den allerhöchsten Kreisen herrscht, ist hier ausschlaggebend geworden... Dieses Urtheil über die charakteristische Eigenart der Wiener Mode dürfte in den weitesten Kreisen umso angenehmer berühren, als es sich an der Spitze des jüngsten Modeberichtes des verbreitetsten Berliner Modeblattes, der »Modewelt« befindet, dem man vollkommene Kompetenz in Modefragen gewiß nicht absprechen kann. Wir, als die Verkünder des Wiener Geschmacks, freuen uns über dieses ebenso zutreffende als von seltener Objectivität zeugende Urtheil natürlich ganz besonders. Lob aus dem Kreise der Fachgenossen hat ja bekanntlich doppelten Werth.

Eine Frauencharakteristik aus dem Jahre 1715. Von den vielen Frauencharakteristiken, die veröffentlicht wurden, dürfte es nicht uninteressant sein, nachfolgende zu bemerken, die in dem »Frauenzimmer-Lexikon« von Ananthes enthalten ist. Von dem Charakter der Frauen glaubt der Verfasser, daß Humor, Geist und Eigenschaft und Wesen scheinbar nach jeder Landesart und Beschaffenheit von einander unterschieden sein. Die Portugiesin schildert er als die schönste, dabei aber hochmüthig und eifersüchtig. Die Spanierin schminkt sich sehr stark, ist sehr verliebt. Die Französin ist lustig, beherzt, sehr veränderlich in Moden, listig und verliebt. Die Niederländerin ist sparsam, fleißig, hält viel auf Nettigkeit im Hause, ist keine Spielverderberin. Die Engländerin in Conversation nicht spröde, maßen ein Fremder selbiges gar leicht sprechen kann; macht gerne ein Pfeifchen Tobac mit. Die deutschen Frauen, deren Schönheit der Verfasser nicht gar zu hoch preist, lieben neue Moden sehr gerne, sind politisch und zu allen Dingen geschickt, können ihre Liebe leicht verbergen. Die Schweizerin ist arbeitsam, offenherzig, doch manchmal ein wenig simpel. Die Amerikanerin ist ein sehr wildes, rauhes Frauenzimmer und abgöttisch. Ein Urtheil darüber überlassen wir unseren freundlichen Leserinnen.

Mattoni's Ciesshübler

Fr. Watzek's Lager aller in- u. ausl. Mehl-Specialitäten
beinhaltet sich jetzt: Wien, I., Bräunerstrasse 12, Ecke der Stallburggasse.

Berndorfer Metallwaaren-Fabrik ARTHUR KRUPP.

VERSILBERTE TAFELGERÄTHE,

BESTECKE, TAFEL-AUFSÄTZE,

GIRANDOLS, THEE- UND KAFFEE-SERVICES
ETC. ETC.

REIN-NICKEL- KOCHGESCHIRRE.

KUNSTBRONZE.

NIEDERLAGEN:

WIEN: I., WOLLZEILE 12, I., GRABEN 12, I., BOGNER-
GASSE 2, VI., MARIAHILFERSTRASSE 19 21.
BUDAPEST, WAITZNERGASSE 25. PRAG, GRABEN 87

Ludwig Nowotny

Handarbeits-Specialitäten-Geschäft
Wien, I., Freisingergasse 6.

Alle Arten Stickerien, Häklereien, Montirungen, wie sämtliche dazu gehörende Materialien. Auch die nicht unter meinem Namen in der »Wiener Mode« erscheinenden Handarbeiten und Arbeits-Materialien sind stets auf Lager. — Muster- und Auswahl-Sendungen auf Wunsch ungelohnt. 2298

HAGENBERGER Schlosskäse Theebutter.

Zu haben in allen renommirten Delicatessen- und Käse-Geschäften, Restaurants etc. etc.
Depôt: Wien, I., Ballhausplatz 4. 2222

Ateliers für Wohnungs-Einrichtung 2463 Brandt & Grünholz, Wien, II., Praterstr. 50.

Zur Besorgung von

Commissionen aller Art in Wien

(Einkäufen, Bestellungen, Mustersendungen u. s. w.)

wird

Frau Emma Mayer, IX./1, Wasagasse 8,

den P. T. Abonnentinnen der »Wiener Mode« als vertrauenswürdig
bestens empfohlen. 1731

WIENER MODE

